

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 197.

Donnerstag, 21. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ach, bitte, lieber nicht!“ sagte dieser bescheidene junge Mann. Aber seine liebeswürdige Wirtin ließ nicht ab von ihm, und Heinrich unterstützte sie. „Nur keine Müdigkeit vorschützen! Schnell, schnell! Wir harren Ihrer Darbietungen mit besonderem Interesse. Zeigen Sie uns eines Ihrer vielen Talente!“

„Ich habe aber wirklich gar keines!“ stotterte der junge Mann verlegen.

„Das gibt's nicht!“ ließ Piet van Dongern seine heisere Stimme ertönen. „Mein Freund Westhoff erklärte mir erst gestern, daß jeder Mensch eine Spezialbegabung hat und daß es nur darauf ankommt, sie richtig auszuwerten. Wenn ich Sie verstanden habe, lieber Direktor, ist es ja sogar Ihr Sport, solche Begabungen zu entdecken. Wollen Sie es nicht auch bei Herrn Möbius versuchen?“

Der liebenswürdige Jüngling errötete, der Direktor aber sagte ihn scharf ins Auge. „Herr Möbius“, erklärte er, „ist sich nach meiner Überzeugung noch nicht ganz klar über die Möglichkeiten, die sich ihm bieten. Mut, mein junger Freund. Nur wer wagt, gewinnt. Sonst niemand. Fort mit dem Minderwertigkeitskomplex!“

„Bravo!“ krächzte Piet. „Sagen Sie ihm, was er tun soll!“

Möbius starrte den Direktor ängstlich an, wie das Kaninchen die Riesenschlange. Diese ihrerseits blinnte streng. „Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Sie nicht ein erstklassiger Tänzer wären. Lassen Sie uns eine Probe sehen.“

Möbius mochte schwierigere Zumutungen erwartet haben, denn er erhob sich sichtlich erleichtert, zog seine Weste glatt, sah sich im Kreise um und verbeugte sich vor Guttrune; die wurde natürlich wieder dunkelrot und sah ihren Kurt fragend an: Soll ich? „Nun natürlich“, mischte sich Frau Gaedecke ein. „Sie dürfen Ihren Verlobten nicht so verwöhnen, liebes Kind. Wohin soll das führen, wenn Sie ihn jetzt schon um Erlaubnis fragen!“

Also stand das Mädchen gehorsam auf und trat mit Möbius zu dem befohlenen Tanze an; am Anfang hielt sie sich etwas steif und sah beharrlich an ihm vorbei zu Boden, aber es dauerte nicht lange, so belebte sich ihre anmutige Gestalt, sie gab sich ganz dem Genuße des Tanzes hin und bemerkte gar nicht, daß ein glückliches Lächeln dabei über ihr Gesicht zog. Die Zuschauer stellten fest, daß Westhoffs Menschenkenntnis recht hatte. Möbius war wirklich ein Tänzer von Rang, und seine Partnerin gab ihm nichts nach. Kurt Reichenbach runzelte die Stirne, er mußte sich sagen, daß er gegen solche Kunst ein Stümper war, und daß Guttrune das selbstverständlich auch bemerken würde. Die Platte mit dem schmachtenden Tango wollte kein Ende nehmen — als sie aber eines nahm, erscholl lauter Beifall, und Frau Gaedecke bat mit süßer Stimme um eine Wiederholung des reizenden Schauspiels. „Ganz entzückend!“ rief sie und klatschte in die Hände. „Es ist fabelhaft, wie die

beiden sich ergänzen. Sie sind die geborenen Partner. Finden Sie nicht auch, Herr Kurt?“

Nein, das fand er ganz und gar nicht, wenn er auch nicht töricht genug war, es auszusprechen. Er klatschte grimmig mit und mußte nun noch einen langsamen Walzer mitansehen, der noch gefühlvoller ausfiel. Auch seine Mutter sah ihn an, sah weiter zu und blinnte streng.

Dies mochte dem Hausherrn aufgefallen sein, denn er erklärte plötzlich, nun käme eine andere Nummer, und es sei wieder eine Dame an der Reihe. Ob nicht vielleicht Fräulein Feldmeier . . . ?

Wieder Erwarten geriet die graue Dame nicht in Verlegenheit. Ihre raschen Augen hatten den Kreis der Versammelten überflogen und versingen sich in den Brillengläsern Dr. Westhoffs. „Ich glaube, daß auch meine Talente erst richtig entdeckt werden müssen, und ich verlasse mich auf Sie, Herr Direktor!“

Der hob unwillig den Kopf. „Ich bin kein Hellscher. Machen Sie, was Sie wollen, mein Fräulein.“

Die also Abgefertigte tat GINA leid. Arme, bescheidene Person mit dem guten Herzen, wenn sie nun einmal nichts konnte . . . Aber zu ihrer Überraschung schien die Graue, obwohl sie zuerst um einen Schein blässer geworden war, bereits entschlossen und hat höflich wie immer um ein Spiel Karten, das Guttrune dienstfertig herbeiholte. Und es zeigte sich, daß das unscheinbare Wesen über Witz und Gewandtheit genug verfügte, um ein paar höchst schwierige und verblüffende Kunststücke auszuführen. „Alle Wetter“, sagte der Polizeirat anerkennend. „Sie könnten, wenn Sie wollten, mit Ihrer Geschicklichkeit unseren gerissensten Falschspielern Konkurrenz machen.“ Man drang auf nähere Erklärung der verschiedenen Taschenspielertricks, Fräulein Feldmeier war plötzlich interessant geworden. Aber der Direktor fuhr wieder unliebenswürdig dazwischen mit der Bemerkung, das Erklären verderbe alles, er sei dagegen. Was er nur hatte? Vielleicht war der Alkohol schuld, dem er in Piets Gesellschaft seit Beendigung des Mahles so eifrig zusprach? Die Hoffnungen, die Frau Hollwed in dieser Hinsicht auf ihn gesetzt hatte, waren leider umsonst gewesen. Er trant zum mindesten so viel wie der Mann aus Pretoria. Eben jetzt schien eine Art von Wettbewerb zwischen ihnen im Gange. Immer wieder mußte Chocolat den Platz hinter dem Stuhle seines Herrn verlassen, sich in die Küchenregion begeben, wo heute auch Herr Kräuber als Haushofmeister ein Gastspiel gab, und neuen Stoff herbeiholen. Wer konnte es dem Braven verdenken, daß er auf diesen Wegen auch das eine oder andere Tröpflein durch seine eigene schwarze Gurgel rinnen ließ und daher immer freudiger grinste, wenn die Herrschaften so lustige Sachen vollführten? Hinter der gewohnten Maske von souveräner Gleichgültigkeit steckte die Piffigkeit des Naturkinds, dem die fremden weißen Leute, je länger er sie kannte, desto weniger imponierten. Und

er hatte ungeheueren Erfolg, als er bei seinem nächsten Besuch in der Küche seinerseits eine kleine Darstellung dessen gab, was er draußen auf der Veranda gesehen. Die dicke Jenzi lachte, daß ihr die Tränen herunterriesen und der Küchentisch, auf dem sie saß, nur so wackelte, das Jannerl quiekte vor Wonne, und selbst der biedere Krähuber ließ sich zu der anerkennenden Bemerkung hinreißen, der Schwarze sei ein „Urviech“.

Wenn man auch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sagen muß, daß Frau Gina Hollwed an wilden Sprüngen, Augenverdreungen und Geschrei nicht ganz so viel leistete, als der gute Chocolat, so zeigte sie doch beim Vortrag einiger sehr ausgelassener Songs, mit denen sie ihre Gäste erfreute, ihr ganzes mimisches und musikalisches Talent und ließ sich vollkommen von demselben fortreißen. Ihr Erfolg blieb nicht aus. Piet schien gänzlich „weg“, und schlug sich auf die Schenkel, daß es klatschte. Der Polizeirat bekam ganz kleine Augen vor Lachen. Der galante Reichenbach ließ es sich nicht nehmen, ihre beiden Hände immer wieder zu küssen, und selbst Möbius lächelte sie zwar lautlos, aber ehrlich bewundernd an. Es wurde ihr ganz warm und jung ums Herz. Wieder einmal mußte sie sich fragen, ob sie nicht doch ihren Beruf verfehlt hatte, damals, vor achtzehn Jahren, als sie zur großen Erleichterung ihrer Eltern allen eigenen Kunstträumen plötzlich entsagt und ihren lieben Martin geheiratet hatte, um an seiner Seite die brave, alltägliche Haus- und Familienmutter zu werden, die sie jetzt war. Sie sog den Beifall ein wie ein süßes Raushgicht, warf Kuckhände nach allen Seiten und schüttelte sich zu einem neuen Liede an. Ihr Gatte sah etwas verlegen dabei. Diese Nummer fiel entschieden aus dem Programm, das Gina so sorgfältig für den Besuch der künftigen Schwiegereltern ausgearbeitet hatte. Aber er kannte seine Frau und wußte, daß es leichter gewesen wäre, einen Schnellzug in voller Fahrt aufzuhalten. Also versuchte er wenigstens, Marielchen Reichenbach durch ausgesuchte Liebenswürdigkeit einigermaßen zufriedenzustellen. Dies war nun nicht mehr so ganz leicht. Nicht nur Ginas unmatronenhaftes Gebaren, auch die feurigen Huldigungen, die ihr Konrad dafür fand, erregten ihr Mißfallen. Das hatte gerade noch gefehlt, denn sie war schon verstimmt, weil vorher ihr Junge, dieser gediegene prächtige Mensch, durch die Tanzkünste eines Fremden in den Schatten gestellt worden war. Mehr als unnötig, daß ein solches Wesen daraus gemacht wurde! Das Mädchen selbst — nun, das hatte zwar kein Wort gesagt, aber es war deutlich zu sehen gewesen, welche Freude ihr der Tanz machte. Wie rot sie dabei geworden war! Ob man dies nun für ein gutes oder ein schlechtes Zeichen nehmen sollte? Frau Marielchen entschloß sich für das letztere. Ihre Befürchtungen über eine Verbindung mit der Künstlerwelt waren nicht unbegründet gewesen. In Großwunzenndorf und in der ganzen Nachbarschaft war eine solche noch nicht vorgekommen, und es war hart zu denken, daß gerade das von ihr so peinlich gehütete Haus Reichenbach damit den Anfang machen sollte.

Etwas atemlos legte endlich Gina ihre Laute weg und nahm die Komplimente entgegen, die man ihr darbrachte und die ihrem Herzen wohlthaten. „Nun und du, sagst du mir nichts?“ wandte sie sich fragend an Martin. Der lachte: „Nicht übel für den Übergang ins ältere Fach!“ Nein, diese Ehemänner! Wenn er auch nur eine von Ginas ständigen Redensarten zitierte, fand diese doch jetzt keinen Gefallen an seiner Bemerkung. Noch besser verstand es Frau Gaedecke, ein Tröpflein Gift in den gespendeten Honig zu mischen: „Ausgezeichnet! Wirklich prachsvoll! Und so echt! Sollte man nicht denken, daß die liebe Frau Hollwed direkt vom Brettl kommt?“

„Mag sein, daß ich mich für eine Künstlerin von Beruf ausgeben könnte. Aber leider bin ich es nicht, und mir liegt es völlig fern, mir einen Titel und Rang anzumäßen, der mir nicht zukommt!“ So, das saß!

Ginas Ärger war damit so ziemlich wieder verslogen. Aber der armen Guttrune war der Abend gründlich verdorben. Sie war so ganz anders geartet als ihre Eltern und sehnte sich geradezu nach der Atmosphäre spießbürgerlicher Geborgenheit, in der Frau Marielchen

thronte. Um so mehr ängstigte sie der Eindruck, den die Hollwedische Karnevalslaune, im ungeeignetsten Augenblick entfesselt, hervorrufen mußte. Und ihr Kurt war gewiß auch verstimmt. Ach, sie hätte nicht mit Herrn Möbius tanzen sollen, gerade weil es so wunderschön gewesen war. Verstoßen suchte sie die Hand ihres Verlobten und fand mit ausbleibendem Herzschock, daß er ihren Druck kaum erwiderte. Das war freilich nicht so sehr seine Schuld, denn Frau Kitty hatte ihn aufs Korn genommen und fesselte seine ganze Aufmerksamkeit durch teilnehmendes Ausfragen. Es wäre unhöflich von ihm gewesen, sie nicht anzuhören, und außerdem war Kurt gerade Mann genug, um es recht schmeichelhaft zu finden, daß eine Dame sich so sehr für sein Seelenleben interessierte. Die arme Guttrune stand leise auf und sezte sich in eine entfernte Ecke neben das bescheidene Fräulein Feldmeier.

Piet van Dongerns Stimmung hatte mit Hilfe kräftiger Anfeuchtung die verschiedensten Stadien durchlaufen. Nach Frau Hollweds erfolgreichen Vorträgen gab auch er mit seiner heiseren Stimme ein Lied zum besten, das er als Jüngling in Pretoria zu singen pflegte; die Melodie war unklar, und den Text verstand niemand, aber das war vielleicht ganz gut. Dann begann er Bilder aus längst vergangenen Zeiten heraufzubeschwören, erzählte, was er für ein toller Kerl gewesen und wie in ganz Südafrika von nichts anderem als seinen Streichen geredet worden sei. Während er diesen Erinnerungen nachging, übermannte ihn die Rührung; er fing an zu jammern, daß jetzt alles Schöne dahin sei, schluchzte trocken auf und sah mitteilnehmend nach Frau Hollwed wie ein Kind nach seiner Amme.

„Na, na!“ sagte diese begütigend. „So ein bißchen was ist Ihnen schon noch geblieben. Es gibt Leute genug, die jederzeit mit Ihnen tauschen würden. Allein Ihre Diamanten ...“

„Sie meinen die, welche Herr van Dongern uns gestern zeigen wollte? O, sie müssen wundervoll sein!“ sagte Frau Kitty mit schwärmerisch verdrehten Augen. „Gewiß sind sie so groß wie Taubeneier und leuchten auch im Dunkeln!“

„Ja, sehenswert sind sie schon“, erklärte Piet, wider Willen geschmeichelt.

Direktor Westhoff wiegte mit seinem Lächeln den Kopf hin und her, sagte nichts, sah aber Piet fragend an.

„Sie glauben es wohl nicht?“ fragte dieser gekränkt. „Sie waren es ja, der die Dinger gestern nicht sehen wollte. Und jetzt möchten Sie sie wohl schlecht machen? Das gibt's nicht, mein Lieber. Jetzt bestrebe ich darauf, sie zu zeigen. Sie sollen selbst urteilen!“

„Ach ja, bitte, lassen Sie Ihre Schätze sehen!“ rief nun auch Frau Gaedecke.

Piet wandte sich an Frau Hollwed. „Sie haben mir neulich gesagt, ich dürfe sie nicht so viel zeigen. Aber jetzt sollen Sie es erlauben. Sie sagen doch selbst, daß hier alles ehrlich ist.“

Frau Hollwed hörte ihn mit geteilten Gefühlen. Es war in der Ordnung, daß das alte Baby sie wie gewöhnlich um Rat und Meinung fragte, aber daß ihr gleichzeitig die Verantwortung zugeschoben werden sollte, ging doch wohl etwas zu weit. Immerhin konnte sie ihre Gäste nicht durch eine Äußerung des Mißtrauens kränken. Sie erteilte also Piet die erbetene Erlaubnis, und Chocolat wurde beauftragt, die Edelsteine zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

Sommernacht.

Es raunt und summt in Feld und Wiesen
Geheimnisvolles frohes Leben,
Als wollten sich die Dinge hoch erheben
Und ihre Seligkeit ins All ergießen.

Und in dem wohligen satten Übersäumen
Ist immerzu unsahbar leise
Und hart verzitternd eine Welle,
Als sänge eine Seele wo in Träumen.

Otto Doderer.

„Ich bin zufrieden mit mir!“

Von Professor Dr. Max Liebermann.

Prof. Dr. Max Liebermann, der Senior der deutschen Malerei und langjähriger Präsident der Akademie, beging am 20. Juli seinen 85. Geburtstag. Unser H. L.-Mitarbeiter suchte den großen Künstler in seiner Wohnung am Wannsee auf, in der er noch heute in voller geistiger Frische fleißig den Pinsel führt und an der Entwicklung der Malerei regen Anteil nimmt. Prof. Liebermann gab uns den folgenden Rückblick auf sein Leben, der eine Biographie im Abriß voll Liebermannschen Humors darstellt.

„Also, daß der Mensch überhaupt geboren wird, ist eine häßliche Einrichtung, zumindest aber grober Unfug. Ich meine das in bezug auf die Geburtstage. Was kann der Mensch eigentlich dafür, daß er geboren ist? Denn schon nimmt der Sensationshungrige diesen Geburtstag zum Anlaß eines Gebent- oder sonstigen Festartikels. Sie werden mir natürlich erzählen, das muß so sein.“ Selbstverständlich, es ist ja Ihr Beruf! Und da wir Tinten- und Farbensiedler nun einmal so 'nah verwandt' sind, so will ich Ihrer Jugend behilflich sein und Ihnen was erzählen. Von mir natürlich — ich verstehe.

Meine Eltern, denen das Haus — die jetzige Akademie der Künste — am Pariser Platz gehörte, und in dem ich gewissermaßen groß geworden bin und auch gern meinen Lebensabend beschließen möchte, waren mit meiner Neigung zur Malerei wenig einverstanden. Namentlich mein Vater nicht. Er sagte immer: Schade um Leinwand und Farben! Und es hat einer langen Zeit und vieler Mühe bedurft, ihn so langsam zu überzeugen, daß die Malerei kein so ganz brotloser Beruf ist, wie er ihn sich damals wohl vorstellte.

Ich habe noch die Zeit des Altmeisters Menzel miterlebt. Ich habe ihn — obwohl er beim Anblick eines meiner Bilder von „übelstem Dilettantismus“ sprach — später schätzen und lieben gelernt. Er war ein Meister ohne gleichen, der immer zu gewissenhaft sauberer, peinlicher Durchführung mahnte, der zu Lesser Urn einmal neidvoll sagte: Bei Ihnen ist ja alles Zufall. Er war ein von den späteren Generationen nie erreichter Meister der klassischen Malerei, mit einem Wort: ein Genie.

Das wünschten sich viele zu sein. Auch ich hatte den Ehrgeiz, so ein gloriensumftoffenes Phänomen zu werden und bin doch Zeit meines Lebens nur ein einfacher Farbsiedler geblieben, der das Glück hatte, einmal — in den neunziger Jahren — der Förderer und Führer eines neuen Stils, des Naturalismus, zu sein.

Meine Pariser und Amsterdamer Studienjahre ließen mich Naturalist werden, weil ich das Leben, die Menschen, Tiere und Landschaften eben nur mit meinen Augen, niemals also durch eine rosenrote oder andersfarbige Brille sah. Das heißt meine Augen erfuhren in der Betrachtung von Dingen und Menschen eine — Verschärfung — möchte ich sagen, denn die Sonne strahlte mir besonders hell, der Himmel erschien mir besonders klar und blau, der Mensch besonders freudig und jener besonders stark vom Leid zerrissen.

Als ich ausgelernt hatte — man lernt ja nie aus —, aber als ich ein gewisser Stil in mir festgelegt und entwickelt hatte, hörte ich mir Ratschläge wohl gern an; aber es ging mir so wie jenem Patienten, der das Rezept seines Arztes in der Apotheke herstellen ließ, aber die Medikamente — kaum auf die Straße gelangt — auf das Pflaster wirft. Sein Arzt, der ihm begegnet, fragt: „Warum haben Sie das gemacht?“ — „Sehen Sie, Herr Doktor“, antwortet der Patient, „Sie wollen leben, der Apotheker will leben — und ich will auch leben!“

Ich will auch malen, und wer sagt mir, daß du besser malst, daß deine Methode, meinetwegen dein System unvergleichlich tiefere Wirkungen, deine Farbmischungen lebendiger sind, daß deine Schattierungen plastischer formen? Technik, lieber Freund, Technik, und Gottseidank hat jeder eine andere, und Gottseidank glaubt jeder, daß seine Technik, die er sich in jahre-, oft jahrzehntelanger Arbeit herangebildet oder als ein Stück vom eigenen Ich übernommen hat, die einzig richtige, die gesonnene sei.

Man hat mir eine zeitlang gezürnt, daß ich ein so heftiger Gegner der Jungen, besser aller neuen Richtungen gewesen sei. Das ist richtig und doch falsch. Ich war niemals ein Gegner der Jugend, im Gegenteil, wir brauchen Nachwuchs, und ich begrüße jede Neuerung, sofern sie lebensfähig ist. Mag die Art der Malerei heißen wie sie wolle, zu allem gehört in erster Linie „malerischer Charakter“. Beherrschung von Licht und Luft, Farbe und Form.

An meiner Malerei freilich wird sich nichts mehr ändern, meine Zeit ist vorbei. Aber wer sie verfolgt hat, der wird haben feststellen müssen, daß sie sich gleich, ewig gleich geblieben ist. In Anlage, Pinselführung und Farbe.

Es wird sicher Menschen geben, die mit 85 Jahren mehr geschafft haben als ich. Ich aber kann nur sagen: Ich bin zufrieden mit mir!“

Stop auf hoher See.

Von Wilhelm Ruffmann.

Wasser, Wasser.

Durch die Nacht dampft unser Schiff. Wellen am Heck. Breite Schaumstreifen am Bug. Eine glitzernde Bewegung in der schwarzen Unbewegtheit.

Die Stunden gehen schnell dahin. Man sitzt noch im Rauch- und Lesesalon, kennt bereits einander. Man begegnete sich immer wieder im Speiseraum, im Musikzimmer, auf Deck. Nun erfährt man auch die Lebensgeschichten, Verwandtschaftsverhältnisse, Reiseziele und Anschauungen der Mitreisenden. Vermittelt seinerseits dankbar die eigenen Erlebnisse und Schicksale.

Besondere Freundschaft habe ich mit einer kleinen, zarten Genueserin geschlossen, sie hat schwarzes Haar und Nacht- augen, und ihre Zähne blitzen hell wie Perlen im Sonnenschein. Ebenso hat es der auf einer Studienreise befindliche junge Japaner verstanden, durch seine geistreichen Gespräche aller Sympathie zu gewinnen. Ein einziger nimmt nicht teil an unserer Unterhaltung, sondert sich stets ab, sitzt auch heute schweigend abseits, ein alter, ungemühter Patron mit struppigem Bart. Doch er stört nicht.

Und so vergeht der Abend. Nichts als das singende Zittern der Gegenstände erinnert uns daran, daß wir uns auf See befinden.

Da, knapp vor Mitternacht, ertönt plötzlich die Sirene. Das schon vertraut gewordene, schwach vernehmbare Dröhnen der Schiffsmaschinen wird hohl, bricht ab.

Was gibts?

Plötzlich zum Stillstand gekommen, zittern unsere Stühle noch ein wenig, kommen dann zur Ruhe.

„Der Hafen kann noch nicht in Sicht sein, wir erreichen ihn erst morgen früh“, brummt der abseits sitzende Patron ärgerlich. Es ist der erste Satz, den wir von ihm hören. Stimmen ihm bei.

Vielleicht weichen wir einem entgegenkommenden Schiff aus?“ meint die Genueserin, ohne aber das Aussehen der Schiffsmaschinen begründen zu können. Ohne Zweifel ist sie die reizendste junge Dame an Bord, die Klügste ist sie nicht.

Der japanische Student, der, soweit es Schiffsangelegenheiten betrifft, überall seine Platte hineinstecken muß und deshalb beim Personal weniger beliebt ist, läuft neugierig aufs Deck. Wir bleiben. Die Nacht ist kalt.

Es dauert nicht lange, und wir vernehmen wieder beruhigt das Einlegen der Maschinen, spüren das leise Zittern des Bodens. Wir fahren.

„Ja, es war ein Schiff“, erklärt lakonisch der Japaner, als er zurückkommt. „Ein Schiff, so groß wie unseres.“ Das genügt allen.

Die unterbrochenen Gespräche werden nicht mehr fortgeführt. Einer nach dem andern verschwindet, zieht sich zur Ruhe in die Kabine zurück.

Nur der Japaner, die Genueserin, der unfreundliche Alte und ich sind noch ein wenig geblieben. Der Japaner denkt angestrengt über irgend etwas nach.

Ein Schiffsleutnant tritt ein, gesellt sich zu uns. Erklärt, er habe in einer halben Stunde Ablosung. Er spricht dies und das, erzählt von der See.

Da fragt ihn der Japaner: „Ein neuer Passagier ist vorhin vom entgegenkommenden Schiff übernommen worden! Warum und wer war das?“

Der Leutnant lächelt: „Ein Passagier wie jeder andere, mit demselben Ziel wie Sie!“

Der Japaner gibt sich nicht damit zufrieden: „Hören Sie, es wird doch niemand ohne besonderen Grund auf offener See das Schiff wechseln, um wieder denselben Hafen anzulassen, den er verlassen hat?“

Der Leutnant schweigt verlegen eine Weile, dann sagt er: „Ich will Ihnen die Wahrheit mitteilen. Ich rechne aber mit der Diskretion der anwesenden Herrschaften — es ist ein Kriminalbeamter!“

Wie? Ein —

„Ja, ein Kriminalbeamter! Sie für Ihre Person brauchen sich aber sicherlich zu fürchten!“

„Wem spürt er denn nach?“ zwitschert meine reizende Nachbarin.

„Das könnte ich selbst nicht sagen. Er will nicht eher Aufsehen erregen, als bis es Zeit ist, die von ihm beabsichtigte Verhaftung vorzunehmen. Wir werden daher nicht früher etwas zu sehen bekommen, als bis wir im nächsten Hafen sind.“

Seine Nerven kribbeln, und den anderen ergeht es wohl ebenso. Sogar der Alte hat Flecken im Gesicht bekommen.

„Was für ein Verbrechen wurde denn begangen?“

„Angeblich ein grauenhafter Mord! Eine Bestie könnte dabei nicht grausamer zu Werke gegangen sein! Mehr kann ich nicht verraten.“

„O, wie entsetzlich!“ stöhnt die junge Dame.

„Haben Sie keine Angst! Ihnen könnte niemand etwas anhaben. Auch würde an galanten Beschützern sicherlich kein Mangel sein.“

Als ich neugierig in das erschrockene liebe Gesichtchen blide, bemerke ich, wie sie verstohlen und misstrauisch den schweigenden Alten betrachtet.

Sie hat recht. Seine Züge tragen deutlich das Gepräge der Brutalität. Er hat einen richtigen Räuberbart und seine Lippen zittern vor Erregung. Er weiß sich nicht, wie er sich benehmen soll. Als ich von ihm hinweg wieder seitwärts blicke, begegnen mir bittend die Augen der jungen Dame. Dem Impuls meines Herzens folgend, erhebe ich mich und nehme neben ihr Platz.

Der Alte steht brummend auf und verläßt den Salon, nicht ohne auf den Leutnant einen wütenden Blick geworfen zu haben.

Auch der Leutnant verläßt uns. Der Dienst ruft.

Da keiner etwas sagt, läßt der Japaner ein „Na!“ vom Stapel.

„Wissen Sie, wie der übernommene Passagier aussieht? Genau wie dieser Schiffsleutnant, den ich bis soeben noch nie auf dem Schiff bemerkte! Verstehst du nicht gut auf die Kunst, sich unkenntlich zu machen! Und haben Sie beobachtet, wie der Alte erschrad?“

„Ja!“ stammelt meine Nachbarin. „Auch ich habe den Alten beobachtet. Man soll aber nie früher bestimmten Verdacht äußern, solange man nicht seiner Sache ganz sicher ist.“ Und sie schmiegte sich vertrauensvoll dichter an mich.

Bald darauf verlassen auch wir den Rauchsalon, um uns in die Kabinen zu begeben.

Raum bin ich in meiner Kabine, da höre ich von Deck lautes Schreien: „Mann über Bord!“

Ich stürze nach oben. Der Japaner ist natürlich noch stinker gewesen, um ja nichts zu versäumen.

Die Maschinen gehen Rückgang. In dem Knäuel Matrosen, die sich um die Freimachung eines Rettungsbootes bemühen, erkenne ich den Alten und den Leutnant. Sie schreien am meisten und werden zur Ruhe ermahnt.

Endlich ist die Sollen frei. Die an der Schiffswand sich brechenden Wellen scheinen zu winseln, zu weinen. Scheinwerfer fressen Löcher durch den Nebel, treiben auf und ab. Rettung scheint in diesem Falle aussichtslos.

„Ist ein Unglück passiert?“ frage ich den zunächst stehenden Matrosen, der sich weit über die Reeling beugt und wie ich nach unten starrt.

„Eine junge Dame ist über Bord gesprungen!“

„Eine — junge Dame?“

Der Junge ist bleich wie ein Tuch. „Sie soll einen Mord begangen haben“, sagt er. „Schon seit Genua soll ihr ein Privatdetektiv auf den Fersen gewesen sein: der Alte mit dem struppigen Bart!“

Der Leckerbissen.

Von F. Schrödinghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof.

Als ich noch ein ganz kleiner Bub war, gab es in unseren Waldbächen daheim Forellen in Menge. Sogar in den Wiesengräben schnellten sie hin und her und mancher unbedachte Grashüpfer, wie wir die Heuschrecken nannten, mußte sein sommerliches Springen mit dem Leben büßen.

Wir hatten damals in der Schule gerade das Gedicht gelesen, wo der Kleine immer von einem Großen aufgefressen wird mit der feinen Begründung: „Denn ich bin groß und du bist klein.“ Nun sollt ihr nicht etwa glauben, mein Jugendfreund Kaverl und ich hätten uns an Grashüpfern oder Grillen vergriffen. Unser Sinn stand nach Forellen, weil ja der Herr Lehrer gesagt hatte, daß sie ein Leckerbissen sind für die allerfeinsten Stadtleute, ja sogar Prinzessinnen, Könige und Kaiser. Und wenn wir etwa einmal Forellen mit der Hand im Wiesengraben erwischten, dann wäre auch der Herr Lehrer nicht abgeneigt, sie uns abzukaufen.

Alsogleich erwachte in mir und in Kaverl der alte Adam und wir beschloßen, es Königen und Kaisern gleichzutun und auch

einmal Forellen nach Herzenslust zu verpöisen. Hunger haben ja Waldbuben sowieso immer.

Es war ein wunderschöner Freitag im Juni und wir waren froh, daß unsere Leute in den Wiesen waren. Also konnten wir zu Hause ungestört kochen. Forellen hatten wir gleich mit der Hand, und nun ging es an ein fröhliches Schmoren und Braten in der Karpfenpfanne von Kaverls Mutter.

Zur Ehre Kaverls muß ich sagen, daß er das Schmalz gar nicht sparte. Wir konnten es gar nicht erwarten, bis sie fertig waren. Als es endlich soweit war, füllte sich jeder eine Schüssel voll an. Wir setzten uns zu Tisch und begannen zu schmausen.

„Wie schmeden sie dir?“ fragte ich den Kaverl.

„Ausgezeichnet!“ sagte er. „Und dir?“

„Auch ausgezeichnet!“

Wenn ich aber ehrlich sein will, muß ich sagen, daß sie mir gar nicht schmedten. Und meine Meinung über Könige und Kaiser, die ein solches Gefäß für Vederbissen aßen, sank mit jedem Schluck. Aber wenn sie dem Kaverl schmedten, warum nicht auch mir? Vielleicht komme ich erst auf den richtigen Geschmack, denke ich mir, und esse tapfer weiter.

Wie es mit dem Schmause schon zu Ende geht, kommt Kaverls Mutter unerwartet vom Heuen heim. O weh! Sie hat den Rauchfang rauchen sehen auf der Wiese, sagt sie, und was wir haben?

„Forellen“, sagt der Kaverl.

Nichts Gutes ahnend neigt sie sich über die Schüsseln und betrachtet sich den Schmaus.

„Habt ihr die Forellen denn auch gepuht?“ fragt sie dann.

„Gepuht?“ fragt der Kaverl. „Muß man denn die auch puhen?“

„Ihr Kopfbuben“, wettet sie jetzt heraus, „essen die die Forellen mit Dred und Speck — auweh, mein schönes, gutes Rindschmalz!“

„Watsch — watsch — rechts und links, mir und dem Kaverl ...“

Lange sitzen wir wortlos hinter der Hollerstaude. Endlich sagt der Kaverl: „Gelt, gepuht sollten wir sie haben.“ Und ich: „Ja, wenn wir eine Köchin hätten wie der König ...“ Aber es macht so auch nichts. Drunten ist drunten und g'schlunden ist g'schlunden.

Es hat uns auch gar nichts gemacht, weder mir noch dem Kaverl. Es hat uns nicht einmal „gehebt“, viel weniger etwas anderes. Wir sind beide so groß und stark geworden, daß uns der König in sein Leibregiment gesteckt hat.

Sprichwort-Weisheit der Völker.

Des Löwen Brüllen fürchte nicht;

Die Schlange brüllt nicht, die dich sticht.

(Marokko.)

(Samoa.)

In Eile ist Irrtum.

Der Lurus vermehrt die Bedürfnisse, die Mäßigung das Vergnügen.

(Finnland.)

Der Weise sagt nie, was er tut; aber er tut nichts, was er nicht sagen kann.

(Island.)

Vor einer reichen Braut beugt sich der Kirchthurm.

(Schlesien.)

Gar zu gut ist halb liebedlich.

(Polen.)

Gegessen Brot, vergessen Brot.

(Irland.)

Jede Tür hat ihren Schlüssel und in jeder Not gibt es ein Mittel.

(Suaheli.)

Eines Barenlagers und einer mannbaren Tochter entlebig dich schnell.

(Griechenland.)

Ein Arzt ist ein Feind, wenn er seinen Dienst getan hat, denn die Welt ist nicht dankbar.

(Holland.)

Wo Gold ist, ist der Teufel, und wo es nicht ist, da ist er zweimal.

(Östfriesland.)

Auf einem einsamen Gehöft sind die Hunde bissig und die Kinder dumm.

(Dänemark.)

Empfangen werde ich nach meinem Rode, aber entlassen werde ich nach meinem Verstand.

(Spanien.)

Wer übler Nachrede lauscht, ist nicht besser als der Verleumder selbst.

(Afghanistan.)

Was nützt die Seife dem Mohren, was guter Rat dem Toren.

(Türkei.)

Sei ein Löwe und friß mich! Aber sei kein Hund, der mich ärgert!

(Arabien.)

Schöne Frauen sind nur eine Woche gut, gute Frauen aber ihr Leben lang schön.

(Indien.)

Was drei wissen, wissen alle.

(Norwegen.)

Nachlässigkeit im Kleinen, macht großes Verdienst zu nichts.

(China.)

Der Mensch stolpert nicht über Berge, sondern über Steine.

(Japan.)

Wer kein Unglück kennen lernte, der schafft selten etwas Tüchtiges.

(Persien.)